

Kramerius 5

Digitální knihovna

Podmínky využití

Knihovna poskytuje přístup k digitalizovaným dokumentům pouze pro nekomerční, vědecké, studijní účely a pouze pro osobní potřeby uživatelů. Část dokumentů digitální knihovny podléhá autorským právům. Využitím digitální knihovny a vygenerováním kopie části digitalizovaného dokumentu se uživatel zavazuje dodržovat tyto podmínky využití, které musí být součástí každé zhotovené kopie. Jakékoli další kopírování materiálu z digitální knihovny není možné bez případného písemného svolení knihovny.

Hlavní název: **Prager Presse**

Stránky: I, II

DICHTUNG UND WELT

Nr. 43

Beilage zur „Prager Presse“

1929

Im Indischen Ozean Von FRANTIŠEK KUBKA

Auf der Gewässer grüner Unendlichkeit riesige Stille.

Reglosigkeit.

Und Glut.

Auf der Gewässer grüner Unendlichkeit ein Tamulenboot.

Ein brauner Fischer.

Die Netze breitet er aus und singt.
Vom Glück des Lebens.

Für sich.

Für das Wasser.

Und den Himmel.

Auf der Gewässer grüner Unendlichkeit ein einziges Boot,
ein einziges Lied:
Ewigkeit
und Mensch.

(Aus dem Tschechischen)

Läufer ...

Von ANTUN R. BOGLIĆ

Läufer,
Wer holte sie ein, die Zeit?
Minder ist die Kraft
Der schnigra Beine;
Nur der Gedanke
Ereilt die Zeit,
Um dennoch am Ziel
Zu erstarren
Und abzusterben in Furcht.

Läufer,
Wer besiegte sie je, die Zeit?
Allein die Seele
Großer Geheimnisse
Vermag sie zu zwingen,
Nach langen Mühen
Und langer Fahrt.

Läufer,
Wen betrog sie nicht, die Zeit?
Zu klein ist ein Leben,
Das Glück zu erreichen,
Bleich wird das Haar
In ewigem Lauf.

Läufer,
Fern ist des Siegers Preis!
Minder ist aber die Kraft
Der Zeit.
Der Luft.
Dein unsichtbarer Rivale
Läuft dir vor,
Lachend,
Müheles.

Aus dem Serbokroatischen
von Nikola Mirković

Herbst

Von G. BACOVIA

Es schmettert am Rande der Stadt
Ein Kupfergeräusch in die Ferne —
Der Herbst kommt... es blasen metallisch
Hornisten im Hof der Kaserne.

Man hört eine Schuglocke läuten,
Nur Wind ist, nur Morgen und Oede;
Es wirbeln Papiere und Blätter
Zum Platze und tanzen so spröde.

Dort starrt in die Weite der Turm
Des Domes, so stolz und gelassen;
Es weinen die Gärten der Stadt
Und werfen ihr Laub in die Gassen.

Vom Strand posaut, wie schon einst,
Ein schriller Alarm in die Ferne;
Der Herbst kommt — es blasen metallisch
Hornisten im Hof der Kaserne.

Aus dem Rumänischen von
Zoltan Franyo

Jüdischer Spruch

Woferne deinen Bruder du
Auch nur ein kleines Weh getan,
Nicht sich es als ein kleines,
Sich's als ein großes an;

Wohlthaten noch so viel und groß,
Wenn selber durch dich erfährt,
Sie seien in deinem Auge
Wertlos geringe nur!

Deutsch von G. F. Daumer

Hände Von Jan Weis

Unglückliche Menschen, die ihren Beruf verfehlen! Unglücklicher Schuster, der ein guter Dichter hätte werden können! Unglücklicher Dichter, der gut ein Schuster hätte sein können! Dreimal unglücklich der Dieb Franz Purkrabek! Er wollte Lotse werden — und ist Dieb geworden! Als Steuermann wollte er sich auf den Meeren herumtreiben, die niemand gehören, und war entschlossen, nie wieder die verklärte Erde zu betreten — und trieb sich statt dessen in den kotigen Straßen der Stadt herum — und stahl! Es ist wahr, bereits sein Vater war Dieb. Vom väterlichen Blut rührte seine Neigung zum Laster her, seine animalischen Leidenschaften, gegen die er sich stemmte, aber denen er trotzdem unterlag. Aber es war auch etwas von der Mutter in ihm. Etwas von ihren jungen Mädchenräumen, von dem romantischen Schwärmen, in dem das Meer war, und ein Felsen im Meer, und auf dem Felsen irgendein Märchenschloß, das das Meer überstrahlte... Und das Ergebnis dieser beiden Erbschaften, die sich in Franz Purkrabeks Blut vermengten, war ein ganz unmöglicher Charakter. Er war ein Dieb und war sentimental. Bereute seine Tat noch ehe er sie verübte. Stahl klug und scharfsinnig, denn er war ein talentierter Dieb. Besaß die Klugheit und Fingigkeit eines Diebes und es mangelte ihm nicht am Sinn für Taktik und Strategie. Seine romantische Phantasie, die seine Probleme erleuchtete, wich sofort der harten Logik der Dinge, sobald es zur Tat kam. Und doch — was bist du für ein Dieb, wenn dir jene ruhige gemüthliche Freude fehlt, die aus wohlgehaltener Arbeit hervorquillt und ein letztes Lächeln auf deine Lippen zaubert, wenn du schlafen gehst? „Noch einmal werde ich stehlen und dann genug!“ Ein jeder seiner Diebstähle war stets der „letzte“ und dann erwachte man ihn. Und im Kerker verhärtete sich abwärts sein Herz. Und träumte: Eine dunkle Nacht, lau und treu. Er tritt mit seinem Werkzeug hinaus, um sein Meisterwerk zu vollbringen. Er träumte vom Schloß des Lord Lankaster. In steinernem Sturm eines wilden Parkes steht es mit gotischen Fenstern und die runden Türme posaunen den Himmel. Geheimnisvolle Kennarten, in denen irgendwelche schreckliche, zauberhafte Geheimnisse verwirren. Grabesdunkle Winkel zwischen den Türmen, auf denen hartnäckige Blitzableiter hinaufklettern. Alles wird glatt gehen, und natürlich: Die Nacht wird gleich einem treuen Hund draußen auf ihn warten. Er kriecht hinauf, nimmt, geht. — Und denn — das Meer!...

Der Dieb Purkrabek blickte durch ein kleines vergittertes Fenster in die Welt. Es war das einzige schöne Bild, das auf der leeren Wand des Kerkers hing. Allein wenn du eine schöne Ansichtskarte lange betrachtest, hörst du nach einer Weile auf hinzusehen... Und es war täglich die gleiche Karte, die Franz im Kerker erhielt. Die roten Dächer grüßten ihn, die Schornsteine dachten sein und die Wolken schrieben ihm verschiedene vertrauliche Botschaften aus weiten Fernen. Doch eines Tages (es regnete gerade und von den roten Dachziegeln tropfte Blut in die Traufe) öffneten sich die Tore des Kerkers zu ungewöhnlicher Stunde und man sagte Franz, der Weltkrieg sei ausgebrochen. Und nicht nur das, Franz wurde aufgefordert (oder besser gesagt gezwungen) an ihm teilzunehmen, denn sein sündiges Blut wurde für gut genug befunden, um für Seine Majestät den Kai-

ser vergossen zu werden usw. Franz Purkrabek war trotz seiner unstatthafter Sentimentalität ein recht fähiger und mutiger Dieb, hätte jedoch niemals jemanden erschlagen. Nicht so sehr aus Mitleid, wie infolge seines ästhetischen Gefühls. Ein in die Hälfte geschnittener Regenwurm ist ebenso traurig und tragisch, wie ein zerrissenes Bild, mag es auch nur die Reklame für Zichorien sein... Einen Laufkäufer zertreten ist eine genau so große Sünde, wie auf eine Rosenknospe sprucken oder einen Menschen töten... Sein benagelter Schuh schritt sogar über eine Ameise hinweg und erarmte sich der Raupe auf dem Weg. Wahrhaftig! Es gibt Menschen, die so abnormal sind, daß sie Menschenblut nicht sehen können... Der Dieb Purkrabek zog also aus, um zu kimpfen — ein neues Marschbattalion erblickte auf dem Hof der Kaserne, wie ein verglimmendes Licht. Dann kam die Front und viele Farben wechselten auf dem verglimmenden blauen Tuch der Uniform ab. Kot, nasse Asche, Feuer und Blut... Dann kommt die Gefangenschaft. Eines Tages taucht hinter deinem Rücken ein russischer Riese mit einem Bajonett auf. Der Mantel wächst aus der Erde hervor, ein blonder, gutmütiger Bart, wie Gott Vater und blaue Augen, die ebenfalls in den Himmel gehören, denn sie haben die Farbe des Kosmos. Und dein Grauen schmilzt plötzlich in Freude dahin, wie ein Würfel Zucker im Meer. Doch Franz Purkrabek wußte nicht, was die Gefangenschaft ist. Das neue Heim der Gefangenen ist das Gefangenelager und das ist eine sonderbare Stadt, aus Holz und Lehm erbaut. Im Winter sind die Häuser vom Schnee gewölbt, die Fenster vom Frost verglast und die Gassen mit Schneehaufen gepflastert. Und die Bewohner dieser Stadt, das ist auch eine ganz besondere Menschenrasse. Sie haben die gleichen Gewohnheiten und Gesetze, verschiedene Sprachen, dasselbe Geschlecht, einen gemeinsamen Hunger und eine Furcht vor dem Tode... Es ist also klar, daß sie sich nicht auf natürliche Art vermehren, sondern nur durch neue, gesunde Menschen ergänzt werden, wenn die alten bereits dem Aussterben nahe sind. Auch Franz Purkrabek tauchte im Gefangenelager mit solch einer neuen, verjüngenden Welle auf, die auseinanderfloß und in den Baracken bis zum Dachstuhl stieg. An die Stelle der Toten kamen Lebende. Franz suchte sich einen Platz auf der dritten Pritsche dicht beim Pfadofen, denn hier war man am weitesten vom Tod entfernt. Unten, bei der Erde, auf der untersten Pritsche, lagen Menschen mit roten Flecken auf der Brust und wilden Träumen im Kopf. Das waren die letzten Hinterbliebenen der alten Bewohner der Baracken. Sie starben still, furchtsam, um nicht die gesunden Träume der Bewohner unter dem Pfadofen zu stören. Erkalten und erstarrten in schwülen, trostlosen Nächten und wurden am Morgen auf einen großen Haufen Leiber vor der Baracke getragen. Und einige Wochen später kam ein Leiterwagen und ein paar stämmige, in Pelze, Frost und Eis gekleidete Männer gefahren. Von ihren stacheligen Bärten hingen Eiszapfen wie von einer Traufe und aus ihren Händen wuchsen Schaufeln hervor. Hacken und Gabeln. Sie vertieften sich in die Arbeit, schnaubten und schändeten mit saftigen Schimpfworten ihre Mütter und verfluchten die Stunde ihrer Geburt. Aus ihren Mündern wälzten sich weiße Dampfklumpen, wenn sie rasteten und die Tropfsteine aus Kristall von ihren Bärten bra-

chen. Und wiederum wühlten sie in der formlosen Versteinerung, bis die Schaufeln an das graue Eis der Menschenleiber klirrten. Sie gruben und bohrten in diesem grauenhaften, von Frost und Eis festgeklebten Gebilde. Die obersten Stücke verschluckte der Leiterwagen, der dem gut erhaltenen Skelett irgendeines Ungeheures glich, das von einem unbekannten, verunkelten Planeten kam. Dann hieb man auf die Pferde ein und die Fuhr fuhr irgendwohin hinter das Lager, während sie unterwegs die schlecht verwahrten Stücke dieser Beute verlor. Der Mensch gewöhnt sich auch an die Schwindel. Und so gewöhnte sich auch Franz Purkrabek daran und mit ihm alle, die das dritte Stockwerk bewohnten. Aber zwischen der untersten und obersten Pritsche gab es noch ein Stockwerk, ein neutrales Band zwischen Leben und Tod. Das war die größtenteils Pritsche. Es war eine Stufe abwärts. Der Beginn des Weges, der auf den Haufen führte. Die oberste Pritsche, das war die Festung der Gesunden. Wer sich ansteckte, mußte ein Stockwerk tiefer. Ins Gefüge, wo darüber entschieden wurde, ob er hinauf zurückkehren (und das geschah selten) oder noch tiefer hinabsteigen werde — auf die Pritsche des Todes. Eine neue Welle gesunder Menschen, die sich über die oberen Stockwerke ergoß, erhielt sich durch irgendein Wunder auf dieser Höhe. Die Pritsche des „Schreckens“ war öde und leer. Es schien, als habe das Leben über den Tod gesiegt. Purkrabek freudete sich bald mit seinen Nachbarn an. Niemand kannte ihn. „Was bist du in Zivil?“ — „Ich? Matrose!“ Und er erzählte ihnen von seinen Fahrten auf dem Meer, vom größten aller Stürme, den er in seinen Träumen durchlebt hatte. Und was er sprach, war wahr, denn alle glaubten ihm und Franz, mochte er auch stehlen wie eine Katze, log niemals jemanden an. Und einmal... Wie viele Tage hatte er sich dagegen aufgelehnt, wie viele Nächte hatte er gekämpft! Und zum Schluß ging er dennoch... Das Blut seines Vaters siegte über das Märchenschloß, das das Meer überstrahlte. Dieser heilige Traum, den er von der Mutter geerbt hatte, das war sein Gewissen. Und Franz beschwichtigte es wie bereits oft mit dem feierlichen Versprechen: „Heute zum letzten Male! Mögen mir beide Hände abfallen!“ Und er ging. Der Morgen stieg herauf, doch er konnte nicht in die Baracke dringen, so viele Eisblumen sprossen auf den Fenstern. Und als sie abkratzen, fiel die kalte Weihnachtssonne Stück für Stück auf die Bret-

Sie erlischt

Von HEINRICH HEINE

Der Vorhang fällt, das Stück ist aus,
Und Herrn und Damen gehn nach Haus.
Ob ihnen auch das Stück gefallen?
Ich glaub', ich hörte Beifall schallen.
Ein hochverehrtes Publikum
Beklatschte dankbar seinen Dichter.
Jetzt aber ist das Haus so stumm,
Und sind verschunden Lust und Lichter.

Doch horch! ein schollernd spröder Klang
Ertönt unfern der öden Bühne; —
Vielleicht daß eine Saite sprang
An einer alten Violine.
Verdrießlich rascheln im Parter'
Etwelche Ratten hin und her,
Und alles riecht nach ranzigem Öle.
Die letzte Lampe ächzt und zischt
Verweilungsvolle und sie erlischt.
Das arme Licht war meine Seele.

Der Unbekannte

Von Franz Blei

„Malen ist eine Kunst, Dichten auch, und gar Musik! Die größte Kunst aber ist leben. Am eigenen Leben ein Künstler werden ist allein wert, Zahnschmerzen zu dulden und Geld zu entbehren. Wenn die Finger erstarren, soll ein Kunstwerk aus der Hand fallen; der eine bekam Gold zu einem Geschmeide, der andere Eisenblei zu einem Götterbilde; aber wär's auch nur eine Handvoll Dreck, ein Modell ließe sich daraus kneten. Wenig oder viel, groß oder klein, ist gleichgültig, etwas ist alles.“

Das schrieb im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts ein Mann Mitte der Fünfzig an einen Freund. Aber er war nicht was man weise und abgeklärt nennt, weil ihm die Leidenschaften samt ihren Voraussetzungen verließen. Er fand sich nicht mit den Resten eines Lebens ab, so gut es eben ging. Er schlug nicht mit sich selber eine Volte. Er ließ sich nicht vom armseligen Floß einer aus letzten Balken gemauerten sogenannten Weltanschauung den Strom abwärts treiben mit der Behauptung, er rudere aufwärts, den Sternen zu. Er war nie ein Schauspieler gewesen, der den Abschied nimmt, bevor man ihn ausspielet. Und nie ein Ehrgeiziger, der sich eine Krone hat entschließen lassen. Nie einer, der das Leben nur betrunken erträglich fand. Hatte nie zu Giften de-

stilliert, was die andern Menschen erfreut und ernährt. Und hat nie zu jenen Reichen gehört, die sich wie Seneca einmal in der Woche aus ihrem Palaste in eine Hütte begeben, um hier schwarzes Brot und weißen Käse zu essen und sich so das Salz ihres Lebens holen, indem sie den Armen spielen, um ihren Reichtum besser zu genießen. Die Götter waren zu glücklich und wurden neuraschenisch. Zur Kur nahmen sie Menschengestalt an und klopften als Wanderer an die Türen der Irdischen. Sie fanden ein bißchen Glück darin, Hunger zu spüren und Durst und die Qualen der Liebe. Aber dachten sie an ihre Macht, dann wußten sie, das alles sei nur ein Spiel. Aber das Glück braucht eine Messerspitze Salz, um genießbar zu bleiben. Das entzückende Hindernis! Wer spielt, will den Verlust riskieren. Mit sich selber veranstaltet niemand ein Wettrennen.

Als Alexander von Villers als ein Sechzigjähriger im Jahre 1880 starb, konnte keiner seiner erlesenen Freunde, die er, ein Genie der Freundschaft, mit eben diesem Gefühl auszeichnete, von ihm sagen, daß er etwas geleistet habe in jenem objektiven Sinne dieses Wortes. Leistung, den wir Europäer ihm geben. Und hätte sie das bißchen Kammermusik, das er ohne recht Noten zu können verfertigt, dazu bestimmt, er selber hätte solche Anerkennung durchaus desavouiert und von seinem Dilettantismus gesprochen oder geschwiegen. Wie von den paar Aufsätzen, die er an einem Eckchen

seines Schreibtisches zuweilen anfang, selten beendete. Er erlag nicht der selbstgefälligen Täuschung, originelle Lösungen der Welträtsel zu besitzen. Und es konnte ihn nicht gelüsten, Schlüssel zu komplizierten Schlössern zu liefern, denn es waren ihm keine solchen gezeigt worden. Der Mensch, den wir den „schaffenden“ nennen, verliert ja immer mehr sich selber, um Effekt seines Effektes auf Zahllose zu werden, die ihn sich eigeninnig nach einem Bilde fängern, das von davon Betroffene auch schließlich selber wird.

Da sich dieser Alexander von Villers mit keiner Leistung in die Öffentlichkeit begab und ihr durchaus ein Unbekannter blieb, konnte ihn die Menge auch nicht annehmen und es blieb ihm erspart, sich so zu sehen wie ihn die immer clichierende Menge sah. Er wurde nicht der Effekt eines, seines Effektes und konnte sich aufhören wie er wollte. Ja, er brauchte sich überhaupt nicht aufzuführen. Und das bedeutete für einen so originalen Mann wie ihn das Glück schlechthin, denn es war die Freiheit.

Die Familie ist lothringisch. Der Großvater war als königlicher Rat in einer kleinen Stadt zwischen Metz und Saarbrücken ansässig gewesen. Er hatte eine Frau aus dem Languedoc gehelicht, die Tochter eines adeligen Offiziers. Unter den neun Kindern war jener Charles der älteste, der als Vermittler zwischen französischer und deutscher Kultur und Bildung als Erster jene große Rolle spielte, die ihm von

ter, bis sie auch Franz Purkarek erfaßte. Die neuen, herausfordernd gelben Schuhe an seinen Füßen störten die verschlafene Morgenstunde auf der oberen Pritsche. Der Sack unter dem Kopf blähte sich auf wie ein Ballon, der flugbereit ist. Doch die schreienden Schuhe beruhigten sich bald unter seinem Mantel. Auch der Kopf bedeckte sich mit Dunkel und Franz ward ein kleiner, runder Haufen, der zu zittern begann. Die Augen der Burschen starrten vor Entsetzen. Die Lippen erbeben vor Schreck. „Was fehlt dir?“ — „Mir ist kalt,“ klapperte er mit den Kinnladen und kehrte wieder in das Dunkel seines Mantels zurück, das Kinn zwischen den Knien, die entblößte Brust von heißen Atemzügen gehoben. Der Abend pochte an, löschte die Fenster und entzündete die gelbe Lampe im Gebälke. Der Haufen Franz Purkarek umarmte die Pritsche mit einem langen, fürchterlichen Schatten, der sich auf der Wand schmerzhaft brach. Die Burschen traten an ihn heran und baten Franz, zu übersiedeln. Wohin? Er wußte es gut, wie alle. Ein Stockwerk tiefer. Ins Fegefeuer. Er kannte dieses eiserne Gesetz der Baracke, das nirgends geschrieben stand, von niemandem ausgesprochen worden war, mit den alten, absterbenden Wellen unterging und mit der neuen Flut wieder erstand. „Du wirst dort mehr Platz haben,“ tröstete ihn der furchtsame Nachbar, der sich sogar vor Franzens Schatten ekelte und um keinen Preis in sein Bereich getreten wäre. Und so schaffte Franz seinen Haufen, sein Dunkel, seine zitternden Kinnladen und Knie auf die mittlere Pritsche...

Er war der erste. Die Tage verstrichen langsam, die Nächte dehnten sich verzweifelt. Franz aß nicht, trank nicht, rührte sich stundenlang nicht. Es stand schlimm um ihn. Die Burschen über seinem Haupt stopften sich die Nasen zu, wenn der Haufen sich rührte. So blieb ihm nur noch eine Pritsche übrig. Die unter ihm — die letzte. — Am Weihnachtsmorgen trug man ihn dorthin. Große, seltsame Flocken klopften ihm auf den Fensterscheiben das Totenglockchen. Man legte ihn zur Tür. Es lagen ihrer dort fünf. Die fünf letzten von der alten Garde. Fünf graue Mäntel deckten dort etwas Entsetzliches zu, etwas, das nicht einmal mehr der Arzt aufgedeckt hätte, wenn es hier einen gegeben hätte. ... Und dennoch lebte es noch, denn die Schuthe, die über den Rand der Bank hervorgarag, bewegten sich noch. ... Aber jede Bewegung rief eine Welle eines peinigenden Gestanks hervor. Sie warteten sehnsüchtig auf den Tod, um sich endlich ihrer Leiber zu entledigen. Und die kommende Nacht erbarmte sich ihrer schließlich und trug sie vor die Baracke hinaus. Die Dezembernacht versiegelte diesen merkwürdigen Sarg und der Himmel bedeckte ihn mit einem weißen Leichentuch. ... Der Morgen fuhr auf einem Leiterwagen heran und die Arbeit schämte hoch. Und da ereignete sich plötzlich etwas Entsetzliches, etwas, das bisher nicht einmal die frostigen Totengräber erlebt hatten. Ein Stück in der zusammengepfachten Masse begann sich zu rühren und zu schreien! Das Grauen riss den Männern die Schaufeln aus der Hand, durchflutete ihre Beine und verwirrte ihre Herzen. Und hinter ihren Fersen schrie der angenehme Haufen verzweifelt um Hilfe. Franz Purkarek war es, der schrie. Ein Wunder war geschehen. Vielleicht waren es die Strahlen des Vollmonds, vielleicht die dünnen Nadeln des Frostes, vielleicht die kühlenden Kompressen des Morgenschnees, die ihn geheilt hatten. Er streckte den Leuten die Hände entgegen. Die Hände! Sie waren weiß, ohne einen einzigen Blutstropfen. Sie waren tot. Franz war zum Leben erwacht, die Hände waren gestorben.

Es war lange dunkel. Und als er schließlich die Augen öffnete, erblickte er die brüchige Wolke des Plafonds, wie sie still über seinem Haupte dahinglitt. Krankenhaus. Seine Hände lagen auf der weißen Bettdecke, die ihre Konturen einsoß. Franz suchte sie, fand und verlor sie wiederum. Die barmherzige Schwester mit dem blutenden Kreuz auf der Brust führte ihn

mit weißem Brei und Tränen. Sie weinte nur Mitleid ob seiner Hände, die man ihm abschneiden würde. Sie trockneten ein, erstarrten, wurden in den weißen Nächten schwarz, er fühlte, wie sie ihn verließen, ihm entschwanden. Und dann waren sie schwarz wie Ebenholz, bis zu den Ellenbogen, wo sie in einem rubinroten Armband wuchernden Fleisches (deten). Sie waren nicht mehr sein, er konnte ihnen nicht mehr gebieten. Was wird er auf Erden ohne seine Hände beginnen? — Endlich das Meer. Aber es war ganz anders, als er es erträumt hatte, da er sein Diener und sein Herr sein wollte. Er dachte, daß es blau sei, und es war grün, verzweifelt grün wie ein Friedhof. Und doch! Er wollte ihm die Hände entgegenstrecken — doch wehe! Er wollte die Fäuste ballen — oh Schrecken! Seine Hände, seine wilden, gierigen, unersättlichen Hände waren abgebrochen! So viele schöne Dinge gibt es auf der weiten Welt, und er wird niemals mehr etwas erschauen, zusammendrücken, streicheln können. Er wollte Steuern werden, wollte Leuchtturmwächter sein und nun — wer wird sich seines hungrigen Mundes erbarmen? Wer wird seine Lippen bedienen, die sich nach einer Zigarette sehnen? Das Verdeck darfst du nicht betreten! Damit du nicht ins Meer fällst! Ins Meer! Könnte er denn hinunterfallen? Die Hände würden ihn

Hasselmann Von Hans Reimann

Es ist ja wahr, Hasselmann hatte sich dem Trunk ergeben, aber daran waren lediglich die beiden Umstände schuld, daß Hasselmann im siebzehnten Stockwerk wohnt, und daß die Haustür ein Schnappschloß hat.

Hasselmann war eines Tages aus Saalfeld an der Saale einfach nach Amerika durchgebrannt. In Saalfeld an der Saale hatte er bei seiner Mutter logiert und sogenannte Gebrauchsgraphik entworfen. Jetzt betrieb er — nach mancherlei Irrfahrten — ein Reklame-Bureau und schickte seiner Mutter viele Dollars. Und Mutter Hasselmann erzählt in ganz Saalfeld, wie weit es ihr Junge gebracht habe, und sagt sehr stolz: „Jaja, mein Kurrek!“

Denn Hasselmann heißt mit Vornamen Kurt, und Mutter Hasselmann spricht das wie Kurrek aus.

Also, Hasselmann, Kurrek Hasselmann haust in New York, in einem Wolkenkratzer, und betreibt, wie gesagt, ein Reklame-Bureau, und zwar im siebzehnten Stockwerk. Dies Bureau hat er sich als Wohn-, Arbeits- und Schlafraum eingerichtet, und in diesem Bureau trinkt er ziemlich viel.

Eigentlich wegen des Lifts. Weil Kurrek das Fahrstuhlfahren auf den Tod nicht leiden mag. Und sich darum genötigt sieht, die siebzehnten Stockwerke teils hinauf, teils herunter zu steigen.

Und er muß steigen, der gute Kurrek. Ja, er ist immer auf den Beinen. In Amerika setzt man sich nicht hin auf seine mehr oder minder vier Buchstaben und harret der Dinge, die da kommen sollen. Keine Spur. In Amerika läuft man dem Mammon so hartnäckig hinterdrein, bis er weich wird und einem lächelt.

Das alles wäre ganz gut und schön gewesen, wenn die Haustür nicht mit einem Schnappschloß versehen gewesen worden sei würde. Die vertrackte Pforte war lediglich vermöge eines komplizierten Schlüssels zu öffnen. Wenigstens an Sonntagen. Unter der Woche stand sie offen. Doch da bekam Kurrek keinen Besuch. Besuch bekam Kurrek an Sonntagen. Und da er Jungeselle war, rekrutierte sich der Besuch sowohl aus Freunden, als auch ganz besonders aus Freundinnen oder Freunden nebst deren Freundinnen. In Rücksicht auf Kurreks Mutter wollen wir die Sackleinwand der Nächstenliebe über Kurreks Besuche breiten.

So oft nun der Besuch am Montag beim Morgengrauen Hasselmanns wohnhaftes Bureau verließ, stieg Kurrek wohl oder übel die sieb-

nicht behindern! Er wußte gut, daß dies nicht nur sein Gedanke war! Menschen ohne Beine, ohne Hände, ohne Augen, Menschen ohne menschliche Gesichter, alle die auf diesem traurigen Schiff hin- und herschwanken und herumtappen, litten und gingen an demselben unerhörten Gedanken zugrunde, den ihnen das Meer eiflüsterte. Oh, die Feiglinge! Noch keiner von ihnen hatte die Reling überschritten, die ihr elendes Leben hütete. Er wird ihnen zeigen, wie man das macht! Auch ohne Hände kann man das vollbringen! Franz lauerte auf eine bestimmte Nacht. Sie erinnerte ihn an jene, in die sie mit ihren Werkzeugen hineinfahren wollten. um ihr Meisterwerk zu vollführen. Am Himmel stand kein einziger Stern, nur das Meer brauste und brauste... Er trat auf das Verdeck. Und sonderbar... niemand hielt ihn zurück. Alles war so klar, so selbstverständlich. Die Reling, — Ein Meisterwerk. — Die Hände. — Das Meer. — Und als er kopfüber hinunterfiel, loderten in seinem Kopf die erleuchteten Fenster des Schlosses des Grafen Lankaster auf. Und als er im Meer die Hände ausbreiten wollte, erkannte er, daß es nicht die Fenster Lankasters waren, sondern die Vision des Märchenschlosses, das das Meer seiner Mutter überstrahlte.

Berechtigte Übersetzung aus dem Tschechischen von Grete Reiner

zehn Stockwerke mit hinab, sperrte drunten auf und stieg dann melancholisch die gleiche Anzahl von Stockwerken wieder hinauf.

Einmal hatte Vivian ihr Handtäschchen vergessen. Das waren neunhundertachtzehn Stufen hinunter und neunhundertachtzehn Stufen hinauf. (Ich bemerke dazu, daß jegliches Stockwerk durch siebenundzwanzig Stufen — den Absatz als vollständige Stufe eingerechnet — vom nächsthöheren, beziehungsweise nächsttieferen getrennt war.)

Das klingt so simpel und schlicht. Aber man steige einmal, sei es auch nur in der Vorstellung, vierunddreißig Treppen hinauf. Wahrlich, es ist kein Vergnügen. Zumal wenn man nicht mehr ordentlich nüchtern ist. Wie das leider bei Kurrek allzuoft der Fall war. Es geschah deshalb — um nur ein Beispiel anzuführen — zu weilen das Folgende:

Kurrek drückte seinem Freunde Quist den komplizierten Schlüssel in die ebenfalls leicht benebelte Hand, Quist gongelte mit dem Lift abwärts, öffnete das Tor, klemmte eine Streichholzschachtel dazwischen, gongelte wieder aufwärts, reichte den Schlüssel dankend zurück und gongelte wieder abwärts. Und da war die Streichholzschachtel verschwunden und die Türe zu, und Quist mußte abermals hinauf zu Hasselmann, der inzwischen Kragen und Krawatte abgeschmalt hatte, und mußte ihn bemühen.

Es war sogar schon vorgekommen, daß Quist, der mit Kurrek gewaltige Mengen beängstigend scharfen Gins zu konsumieren pflegte... daß Quist, nachdem er aufgesperrt und die Tür spaltbreit geöffnet hatte, der Einfachheit halber und vom Alkohol getäubt, ... daß Quist statt einer gar nicht vorhandenen Streichholzschachtel den Schlüssel dazwischen klemmte, alsdann hinauf zu Hasselmann flitzte und auf Kurreks Frage, wo der Schlüssel sei, unlogische Sätze stammelte und in Begleitung Hasselmanns den vermaledeiten Schlüssel suchte.

Doch das waren Ausnahmefälle. In letzter Zeit nämlich besuchte kein Mensch mehr den unbehaglich wohnenden Hasselkurrek, sondern man zog es vor, ihn zu sich einzuladen. Hasselmann kam allerdings nur unter der schriftlichen Zusicherung, daß genügend eingekühlter Gin im Hause sei.

Und war er herzerreißend blau, dann rannte er hurtig nach Hause, bis zu seinem Wolkenkratzer, und dort verließ ihn in der Regel die Energie, und es hub ein abenteuerliches Treppengehen an.

Das Haus hatte vierundzwanzig Etagen. In der siebzehnten wohnte Kurrek. Kurrek stieg also blindlings drauflos. Und zählte krampfhaft. Und verzählte sich selbstredend. Im zehnten Stock angelangt, wurde er vollends irre, karrelte zum Erdgeschoß hinab und fing die Staterei von neuem an, krampfhaft zählend. Nachdem er sinnlos viele Stufen zurückgelegt hatte, bildete er sich wütend ein, längst das siebzehnte Geschoß passiert zu haben, klonn nochmals bis zum Hausflur hinunter und tappte alsdann mit dem Aufgebot letzter Kräfte aufwärts, bis zum neunzehnten Geschoß, wo ihn die Geographie dermaßen verwirrte, daß er definitiv abwärts hatschte und endgültig zu seiner siebzehnten Etage — gewissermaßen ab ovo — zu gelangen beschloß, was ihm in der Tat und unter Zuhilfenahme von Papier und Bleistift glückte. An jenem denkwürdigen Tage stieg Kurrek eintausendzweihundertzweiundvierzig Stufen, die Absätze eingerechnet.

Hie und da erreichte er das Dachgeschoß und konstatierte ächzend und verzweifelt, daß 24 minus 17 die Zahl 7 ergibt, demgemäß sieben Etagen (einhundertneundachtzig Stufen) zurückgeklattert werden müsse. Er machte sich denn auch tapfer ans Werk. Mit dem Effekt, daß ihn die Pförtnerfrau beim ersten Hahnenschrei aus dem Kohlenkeller verschlechte.

In Saalfeld an der Saale sind derlei Dinge ausgeschlossen, und Mutter Hasselmann darf unter keinen Umständen davon erfahren. Ich bitte um geistige Diskretion.

... und das schöne Geschlecht? Von Jean Richard Bloch

Eine „Entdeckungsfahrt ins Land des Albelkannten“ hat der französische Dichter Jean Richard Bloch in seinem aufschubreichen und fesselnden Buch „Auf einem Fracht dampfer nach Afrika“ (Verlag Paul Zsolnay, Berlin) sehr originell und anschaulich geschildert. Der hier wiedergegebene Abschnitt dieses gar nicht alltäglichen Buches möge dem Werke dankbare Leser zuführen.

Man braucht sich nie um Mannigfaltigkeit der Erlebnisse zu bemühen. Der Zufall ist ein ausgezeichnete Regisseur. Es heißt bloß die Augen offen halten. Ganz unvermittelt geraten wir von männlicher Leibesform an die des Weibes, denn nachdem der postbataetische Halbott uns den Weg gewiesen hatte, ließ uns der Höhe weiter etwas Neues innehalten: ein Chorgesang von seltsamer Tonfolge, seltsamen Rhythmen.

Im engen Zwischenraume, der eine Erdhütte von der Straße trennt, liegt ein junges Weib rücklings auf dem Boden. Ringsumher kauern andere Weiber auf den Fersen, junge, alte, und nasein eine hartnäckig wiederkehrende Melodie, wobei sie mit leichtem Händeklatschen skandalisieren.

Eine scheußliche Vettel bearbeitet die Liegende. Sie zerlößt ihr die Lippen mit kleinen Schnitten, in die sie Gott weiß was eintrüffelt. Dann dieser Operation wird die Uulof-Schöne erlöst von der schandbaren Klarlegung ihres Profils (bei der schönen Klauenbevölkerung haben die Lippen stets einen sicheren, fast räuschen Schwingung), wird sie mit den baulichen verschwellenen, verkorporenten, ungeheuerlichen Wulstlippen prunken können, ohne die hier weder Schönheit noch Liebe bestehen kann.

Die arme Kleine leidet. Schwere Tränen rinnen von ihren Augenwinkeln zu den Ohren. Nichtsdestoweniger singt sie mit schwachem Stimmchen doch auch eifrig mit, von Schluchzen unterbrochen. Die Sängerinnen lösen einander ab. Aber die Chormeisterin bleibt sitzen, gerade in der Blickrichtung der Gepeinigten, und diese unter ihrem Blicke haltend; kräftig schlägt sie in die Hände und singt mit geblähter Energie. Das junge Weiblein klatzt überm Bauch auch in die Hände, soweit es

Goethe den Namen eines literarischen Janus Bifrons eintrug, zusammen des Dichters hoher Schätzung. Royalistischer Offizier wie sein anderer Bruder Friedrich, unseres Alexanders Vater, ging er mit diesem zur Armee Condés nach Coblenz. Nach deren Niederlage ließ sich dieser Friedrich mit seiner Frau, einer Bassenge aus Dresden, in Moskau nieder, begründete eine Pensionat für adeliche Söhne und unterrichtete sie in den Sprachen. Hier in Moskau wurde Alexander im J. 1812 geboren. Napoleons russische Niederlage bedeutete für die Familie Villers, daß sie alles verlor und gänzlich verarmt nach Leipzig kam. Hier starb die Mutter. Erst durch eine zweite Heirat und die Berufung als Professor des Französischen nach Dresden kam die Familie wieder zu Wohlstand.

Alexander war ein schwieriges Kind. Oder es hatte einen schwierigen Vater; es kommt auf den Standpunkt an. Aber weder das Gymnasium noch private Lehrer kamen mit dem Jungen zurecht, der wohl als schwieriger als der Vater gewesen sein dürfte, der den Sohn zum Drucker Tauchnitz in die Lehre gab. Bei Tag am Setzerkasten, des Nachts ein junger Weltmann etwas schiefher Position durch seine Tagesarbeit, das verführte zu Streichen, von denen die Stadt klatschte, zu Auseinandersetzungen mit dem nur Geldes wegen aufgesuchten Vater und zur Entwicklung eines scharfen Witzes als abwehrender Waffe. Den achtzehnjährigen Teufel, wie ihn der Vater nennt, loszuwerden, schickte er ihn mit hundert Francs Monatswechsel nach

Paris in Didots Druckerei. Die er selten und bald gar nicht mehr besucht. Dafür zuweilen die Sorbonne. Ofter die Salons. In einer Gesellschaft lernt er Liszt kennen und sie begleiten einander eine ganze Nacht lang nach Hause. Das endet vor Liszts Haus, denn nun rückt der junge Mann damit heraus, daß er eigentlich gar kein Zuhause augenblicklich habe und in einem der noch offenen Cafés hätte übernachten wollen. Er blieb für Wochen Gast in Liszts Haus. Er wird Erzieher der beiden Kinder einer klugen rheinländischen Frau, die in Paris verheiratet ist, und der tolle Herumtreiber kommt etwas zur Ruhe. Nicht so sehr, als daß er nicht mit einer hübschen Person für eine Weile nach London durchbrennt. Dann geht er nach Offenbach, beim alten André ein bißchen Kontrapunkt zu lernen und beim Grammatiker Becker Sprache, bei Seebach aber die Meisterschaft im Whist. Dieser Seebach, später koburgischer Minister, oder eine Dame dieses Kreises, leiht ihm die 2000 Taler, damit er seine Gymnasialstudien vollende. In Leipzig macht der Dreißigjährige sein Abitur, zu Ostern; und Weihachten desselben Jahres sein juristisches Staatsexamen, bekommt eine Beschäftigung im Ministerium für Auswärtiges in Dresden, wird also eine amtliche Person, was ihn nicht hindert, wie Dresdner Bürger mit ungewöhnlichen Liebesaffären zu skandalisieren. Auch seinen späteren Chef, den Grafen Beust und den damit, daß Villers jede Protektion ablehnt. 1853 kam er als Legationsrat der sächsischen Gesandtschaft

nach Wien, und in dieser Stadt hat dieser Mann europäischen Blutes seine Wahlheimat gefunden, die er liebt; aus dem deutschen Franzosen wurde ein Wiener. Mit seinem ganz und gar nur sächsischen Chef verkrachte er sich und nahm — auch der Krieg gefiel ihm gar nicht — 1870 seinen Abschied. Er bezog sein Landhaus in der Nähe von Neulengbach; da war man rasch in Wien, ein Theater zu besuchen, ein Konzert, mit den Freunden zu plaudern.

Villers trieb vieles und nichts. Er war zu lebendig, um sich zu konsolidieren. Seine Freunde hatte er in jenem kleinen Kreis österreichischen Adels, der sich durch geistige Interessen mehr auszeichnete als durch Rennställe und Spielschulden. Da war der Graf Rudolf Hoyos, der gebildete Gedichte machte wie man das in den siebziger Jahren eben trieb. Da war Alexander von Warsberg, der Mittelmeerfahrer, der „Odysseischen Landschaften“ schrieb, eines unserer schönsten Prosabücher. Da war die ungarisch-rumänische Gräfin Nako, die mit nicht geringem Talent ihre Freunde porträtierte. Da waren noch zwei oder drei, deren Gespräch er liebte, lieber aber noch ihnen zu schreiben, weil wir Deutsche nicht so gute Talker sind wie die Engländer. Zwei umfangreiche Bände solcher Briefe an seine Freunde hat man nach seinem Tode in Druck gegeben; sie geben das innere Bild dieses Mannes, der nun im Alter dem Bilde des Machiavelli von Bronzino gleichsieht mit seiner höchst spirituellen Nase und den sich anprühlenden Augen; der bei

der Mode der siebziger Jahre auch in den achtziger Jahren bleibt und im Winter statt eines Paletots zwei oder drei Paar Hosen trägt, die er, kommt er zu Besuch, sich von einem Diener in der Antichambre bis auf eine ausziehen läßt. Er schreibt einmal: „Ich habe Livingstones Tagebuch seiner letzten siebenjährigen Afrika-reise gelesen. Sie besteht wesentlich aus Kamelgeschwürfen, Schlamm, Zehrfieber, gestohlenem Kattun, verlorenen Briefen, undurchdringlichem Gebüsch mit Stacheln und mangelt ebenso an Komfort wie Fortkommen. Wenn Sie mich je auf dem Wege treffen sollten, Afrika zu entdecken, ermächtigen Sie, sich auf meine Kosten einen Revolver zu kaufen und mich niederzuschießen.“ Der von deutschem Humor temperierte galische Esprit dieses nunmehr und aus solcher Mischung wienischen Mannes verrät keine pathetische Natur, und auch die vielen Frauengeschichten der Jugend dieses geborenen Junggesellen dürften den Satz bestätigen, daß selbst in der Liebe der Kopf es ist, der die Männer führt, nicht das sogenannte Herz. Alles, was sie da zusammenbringen, ist, daß sie sich die Liebe einbilden. „Aber lieben können sie nicht“, ergänzen die erfahrenen d. h. enttäuschten Frauen. Männer von der Art Villers sind mit zwanzig Jahren vierzig und bleiben es, so alt sie auch kalendarisch werden mögen. Und Humoristen sind nie das, was man jugendlich nennt, gewesen.

Villers wird noch mehr solcher Sonderlichkeiten gehabt haben, wie die Überziehhosen